Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 5 (1930)

Heft: 2

Artikel: Musik im Hause

Autor: Odermatt, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-100485

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kantonalbank gewährte je eine I. Hypothek von Fr. 55 000.—. Die restlichen Gelder wurden durch die Genossenschaft und die Mieter aufgebracht. Die Mieter haben pro Zimmer auf Depositenkonto verzinslich zu 4%, je Fr. 100.— einzuzahlen.

An die Einfamilienhäuser leistete der Kanton eine Subvention von Fr. 1500.— und die Gemeinde von Fr. 1700.—. Dazu übernahm die Gemeinde als II. Hypothek je Fr. 4000.— bis 5000.— zu 5%. Die Anzahlung der Käufer betragen Fr. 4—6000.—.

Die Mietzinse betragen für die 4 Zimmerwohnungen Fr. 1015.—, für die Dreizimmerwohnungen Fr. 815.— und für die Zweizimmerwohnungen Fr. 615.—. Für Bad und Balkon wird ein Zuschlag von je Fr. 50.— berechnet. Es ergibt sich damit eine Verzinsung des Anlagewertes von ca. 7%, was den richtigen und guten Unterhalt der Häuser gewährleisten sollte.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, dass diese Wohnkolonie eine wertvolle Ergänzung finden wird dadurch, dass die Gemeinde Thalwil in nächster Zeit ein anstossendes Grundstück zu einer öffentlichen Anlage mit Tummelplatz für Kleinkinder ausbauen will. Die weitsichtige direkte und indirekte Förderung des Wohnungsbaues und damit des gesunden Wohnen durch die Gemeinde Thalwil verdient, hier besonders anerkannt zu werden.

Musik im Hause

Von Hermann Odermatt

IV. Was für ein Instrument?

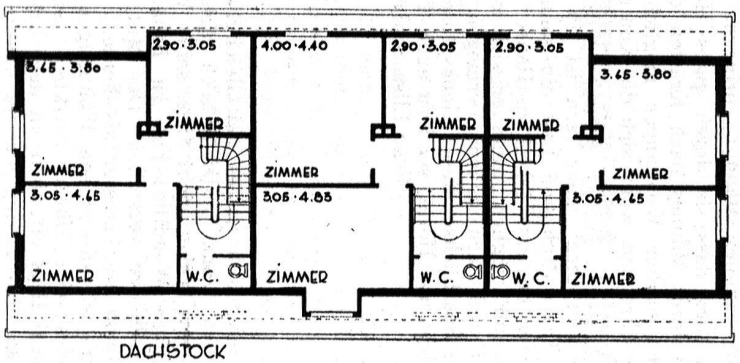
Noch vor kurzem war das Klavier das Instrument, das die Hausmusik diktatorisch beherrschte. Die technische Vervollkommnung der alten scheppernden Drahtkommode förderte eine Massenpoduktion dieses Nachläufers des alten Cembalo. Akkordliche Stützung der Melodie und pianistische Ausbeutung der Opern-, Operetten-, Oratorien- und nicht zuletzt der Schlagermusik war der Verbreitung des Klaviers, das vornehmlich in Akkorden lebt, besonders günstig. Bis zu einer gewissen Stufe lässt sich das Klavier auch leichter bewältigen als irgend ein Streichinstrument. Nur bis zu einer gewissen Stufe, denn wer nach Vervollkommenheit strebt für den ist jedes Instrument gleich schwierig.

Das Klavier bringt den abgestimmten Ton mit, sofern es nicht verstimmt ist, was zu seinen nicht seltenen Untugenden gehört. Der Schüler braucht nur die richtige Taste anzuschlagen und der gewünschte Ton erscheint, wie die Nummer am Registrator der elektrischen Hausklingel. Während ein musikalisches Kind schon nach einigen Wochen ein Liedlein oder Tänzlein ganz artig auf dem Piano herleiert, müht sich der gleichaltrige junge Fiedelmann noch mühsam ab mit der Suche nach dem reinen Ton und mit den krächzenden Tücken des Bogens und der Saite. Das Klavier ist das bequemere, die Geige das vornehmere Instrument. Das Klavier ist williger, die Geige spröder. Das Klavier biedert sich dem Spieler, auch dem mittelmässigsten rascher an. Die Geige ist eine verschlossene Schöne, die erobert und erkämpft werden will. Wer allerdings einmal die Gunst der Geige erworben hat, der wird von ihr wie von einer Sirene bezaubert. Sie offenbart ihm immer tiefer die Schönheit ihrer unergründlichen Seele. Das Klavier verfällt rascher als einem oft lieb ist dem Gesetz der Abnützung. Wie jeder Apparat, der einem raffinierten Mechanismus sein Aufkommen verdankt. Die Geige hingegen, wenn sie aus edlem Holz und aus Künstlerhänden stammt, verjüngt sich immer wieder in ihrem eigenen Ton. Jahrzehnte und Jahrhunderte der künstlerischen Zwiesprache sind für sie Quellen steter Verjügung. Sie ist die einzige alte Jungfer, die alle tausendwöchigen, herausgeputzten Kolleginnen in der Schönheitskonkurrenz sieghaft schlägt. Das Klavier entfernt sich von Jahr zu Jahr vom Spieler. Das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung und des Alters schafft die Distanz. Die Geige nähert sich immer mehr dem Musizierenden. Sie blüht auf wie eine nie verwelkende Rose und lässt den Geiger nimmer los. Das Klavier lässt sich leicht erobern, aber auch leicht wieder vergessen. Die Geige spinnt die Zauberfäden immer fester um den Nacken des Geigers. Die Seele des Klaviers reicht kaum einige Meter unter die schillernde Oberfläche. Die Seele der Geige ist unergründlich tief versenkt in die Wasser menschlicher Empfindung. Das Klavier ist ein schwerfälliger Dickwanst, der behäbig an die Wand lehnt und sich nur ungern dislozieren lässt. Es hat ein unheimliches Beharrungsvermögen, bleibt am liebsten dort, wo es einmal hingestellt worden ist. Es mag nicht auf Reisen gehen und überlässt gerne dem Konkurrenten die Stellvertretuno. Die Geige hingegen ist beweglich, leichtfüssig. Sie geht überall mit, ist eifersüchtig, wie eine liebende Frau.

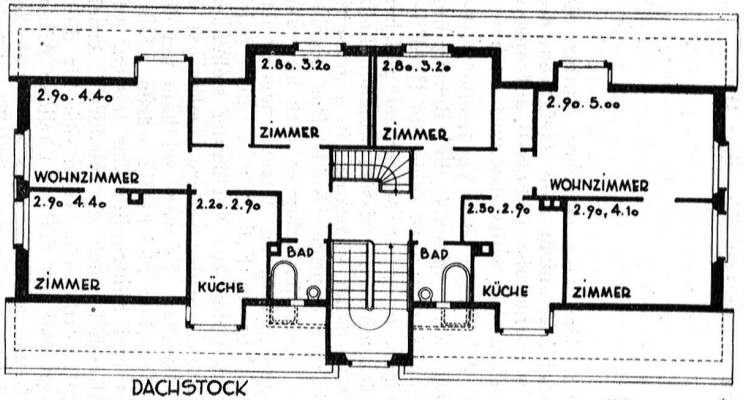
Klavier oder Geige? Diese Frage beschäftigt immer wieder musikalische Eltern. Man lasse nur wirklich musikalisch begabte Kinder an beide Instrumente heran. Lässt man den Kindern freie Wahl, so entscheiden sie sich meist für das Klavier. Das Monströse seine Baus, die unmittelbare Möglichkeit des Klimperns zieht mehr an, als das bescheidene, verschlossene Geiglein. Verlangen beide Instrumente gute Begabung so erheischt die Geige doch in erster Linie ein einwandfreies musikalisches Gehör. Die Wahl ist Sache der Neigung. Im Zweifelsfall soll ein guter Musikpädagoge mit erfahrenem Rat zur Seite sein. Die Wahl des Lehrers ist überhaupt eine Hauptsache. Ja kein Kurpfuscher, der statt die musikalischen Anlagen zu entwickeln, sie ertötet und das Studium zur Qual macht. Ein paar Franken Ersparnis sind hier die allerschlechteste Kapitalanlage. Wer nur mit Drohung und Schulstock unterrichtet und nicht mit Liebe und anfeuernder Begeisterung, der wird nie oder nur selten ein richtiges Verhältnis zwischen Schüler und Musik zuwege bringen. Nicht zu viel geistlose Etuden-Akrobatik! Der Weg zur Pflege der Hausmusik sollte nicht durch Dornen und Disteln führen. Mag er zuweilen auch steinig sein, so müssen sich doch schon früh Blumen einfinden,, die leicht am Weg zu pflücken sind.

Fort mit den Taschendieben moderner Schlager- und seichter Tingeltangelware. Sie stehlen dem jungen Musikanten die Empfindung für einfache aber wahre Schönheit. Lieber ein unverfälscht harmonisiertes Volkslied. Und recht bald eine leichtere Haydn- oder Mozartsonate. Das wirkt wie frisches Quellwasser nach einer syrupigen künstlichen Gazeuse. Sind zwei musikalische Anwärter da, dann ist eine Arbeitsteilung zwischen Geige und Klavier am Platz. Das Zusammenmusizieren erhöht die Lust am Spielen, am Gestalten. Es überbrückt die immer wieder eintretenden Perioden der Lässigkeit, des Verzagens. Es ist der erste Schritt des konzertanten Musizierens. Der erste musikalische Gedankenaustausch, der sich schon beim Kind triebhaft äussert. Mag das erste Duett noch so einfach sein, es wirkt wie belebendes Elixir im etwas eintönigen Gang der ersten musikalischen Versuche. Das Zusammenspiel im kleineren oder grösseren Verband ist überhaupt ein unschätzbar belebendes Element in der ganzen musikalischen Erziehung.

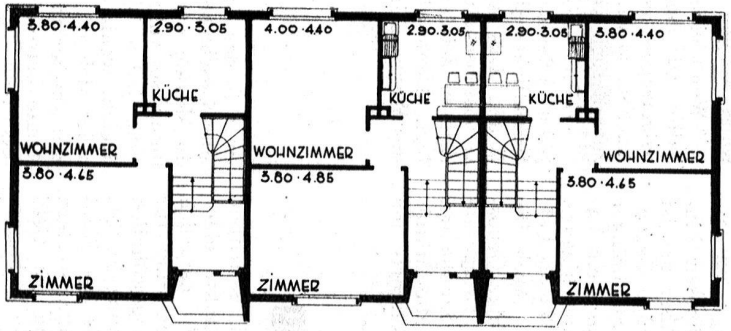
Und ist noch ein dritter da im Bund, der die mütterliche Schwester der Geige, das Cello streicht, dann haben wir die herrliche instrumentale Dreiheit, die den Alten immer als Ideal häuslichen Musizierens vorschwebte. Die Geige hat eine typisch weibliche — doch ja nicht weibische — Psyche. Das Klavier ist sozusagen ein Neutrum, das erst der Spieler nach der einen oder anderen Genusseite hin deklinieren kann. Das Cello vereinigt mit der Weichheit und Biegsamkeit der weiblichen Stimme die männliche Tonfülle und die männliche Kraft. Die Berufung zu diesem letzteren Instrument ist wohl leichter zu deuten. Die Besonderheit der Technik schiebt die Entscheidung auf reifere Jahre hinaus. Wer zum Cello greift, sollte schon wissen, ob er dazu geschaffen ist. Seine Hand muss schon so spannweit gediehen sein, dass auch die geistigen und gemütlichen Fähigkeiten sich unzweideutig diagnostizieren lassen.



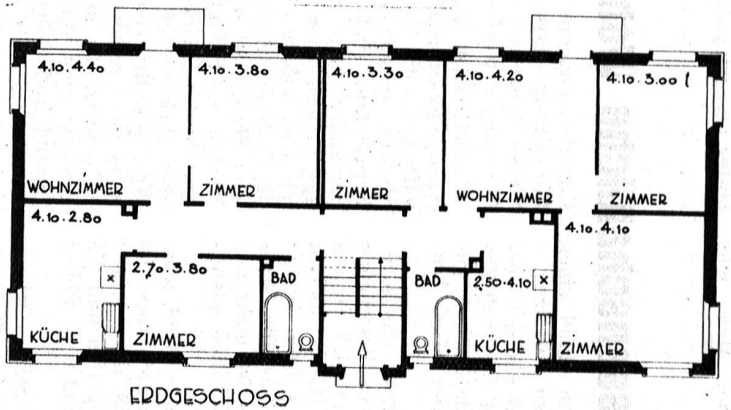
DACHSTOCK



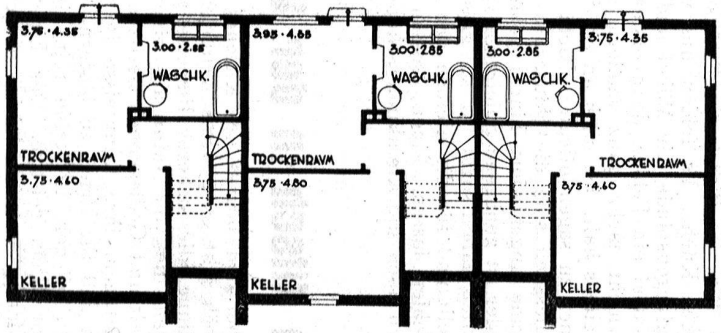
DACHSTOCK



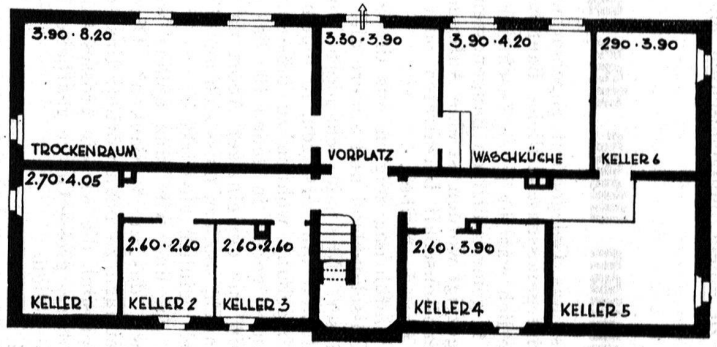
ERDGESCHOSS



ERDGESCHOSS



KELLER



KELLER

Grundrisse zu den Mehrfamilienhäusern der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Thalwil

Auch im Zusammenspiel lasse man sich nicht von modernen Circen blenden. Vor allem nicht von einer sentimentalen, fälschlich volkstümlich geheissenen Zuckerwassermusik. Wir haben nichts gegen die Bearbeitung eines schmissigen Operettenwalzers oder eines schlagsicheren Zweitakters. Sie gehören zu einem buntgemischten musikalischen Menu wie Paprika zum Gulasch. Doch die sogenannten «Tonstücke», wie das zitternde Grossmütterchen oder das bös parfümierte Blumenlied oder andere sind uns ein Greuel. Die beste und gesündeste Kost sind immer noch die unsterblichen Werke Haydns und Mozarts, Schuberts und jener anderen, die Vorläufer und wirkliche Erben der grossen Klassiker sind.

Gedanken über das genossenschaftliche Wohnen

Es ist uns Gelegenheit gegeben worden an Hand eines Filmes die genossenschaftliche Baubewegung zu verfolgen.

Sicherlich war für jeden Zuschauer das, was von den vereinigten 19 gemeinnützigen Baugenossenschaften der Stadt Zürich da gezeigt worden ist eine Aufmunterung dazu, einer solchen Genossenschaft beizutreten oder ihr unter allen Umständen treu zu bleiben.

Zur Einführung zeigten uns die ersten Bilder das sogenannte Gässchenelend und andere alte heute noch bestehende Privathäuser. Nur mit Schaudern konnte man sich in die Notwendigkeit hin versetzen, in einem dieser Häuser und in dieser Umgebung wohnen zu müssen.. Soll es doch immer noch Bauten geben, in denen für das ganze Haus, für Gross und Klein nur ein einziger Abort da ist. Das ist nicht nur unhygienisch, sondern muss sich auch in vielen Fällen ausserordentlich peinlich auswirken.

Wie gut und wie ganz anders wohnen wir. Und wem haben wir das zu verdanken? Diese einfache Frage ist ebenso einfach zu beantworten: Uns selbst, uns, die wir alle Mitglieder sind, die wir ein grosses Ganzes bedeuten und die wir für dieses grosse Ganze gearbeitet haben und noch weiter arbeiten wollen.

Sind wir, richtig genommen nicht unsere eigenen Hausmeister? Liegt es nicht in unser aller Interesse den Wohnungen, die wir inne haben die allergrösste Sorgfalt angedeihen zu lassen? Ganz gewiss. Denn wir, die wir in einer neuzeitlichen Genossenschaftswohnung sind, können getrost das Gefühl haben, ein herrschaftliches Haus zu bewohnen. Wir haben doch genau die gleichen modernen technischen Einrichtungen, die Zentralheizung, ein schönes Bad, fliessendes warmes Wasser, Wasch- und Auswindmaschinen und die elektrische Küche. Es fehlen uns wohl die pompösen Einrichtungsgegenstände, die Möbel und Teppiche. Aber das ist nicht einmal ein Fehler, denn erstens sind derartige Gegenstände nicht mehr ganz modern und grosse Staubfänger und zweitens halte ich mich an ein Sprichwort, das mein Vater immer zu sagen pflegte: «Nicht über den Stand hinaus».

Schliesslich sind die Häuser so gebaut, dass Licht, Luft und Sonne ungehindert hinein gelangen können. Auch für die Kinder ist genügend Spielraum vorhanden. Einige Genossenschaften haben sogar für die grösseren Kinder Turngeräte aufgestellt und für die kleinen den so beliebten Sandhaufen nicht fehlen lassen. Einen grossen Vorteil für die Mütter bedeuten auch die Kleinkinderschulen, welche vielerorts den Kolonien angegliedert sind. Das gibt mancher Mutter die Beruhigung, dass ihre Lieblinge nicht den Gefahren der Strasse ausgesetzt sind. Wir dürfen also in betreff auf unsere Wohnung getrost sagen: «Herz, was willst Du noch mehr».

Schliesslich noch ein Wort über die Vorurteile vieler Nichtgenossenschaftler. Da wird oftmals die Behauptung aufgestellt, die Genossenschaftswohnungen seien ein Herd des Streites, besonders diejenigen, wo viele Mieter im gleichen Berufe tätig sind. Ein jeder müsse ja wissen, welchen Lohn der andere habe. Es herrsche daher vielerorts ein gegenseitiges Ueberwachen und ein gegenseitiger Neid. Das möchte ich doch aufs bestimmteste bestreiten. Mag es auch hier und da einzelne solcher Elemente geben, im Allgemeinen ist das aber doch, Gott sei Dank, nicht der Fall. Es hat nicht jeder Mensch die Fähigkeit mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das Gleiche zu leisten, wie der andere. Dafür hat er aber auch wieder andere Vorzüge. Es wäre schlimm um die Welt bestellt, wenn alle Menschen gleichartig wären. Jeder muss nach seinen Kräften und Fähigkeiten das leisten, was er vermag. Es muss schliesslich auch die niederste Arbeit getan werden und wir sollen froh sein, wenn sich für diese jemand findet, der sie gern und gut macht. Ehrliche Arbeit ist noch niemals eine Schande gewesen. Das soll auch der Geist der genossenschaftlichen Bewegung sein. Wir müssen uns bemühen einander zu finden und fest zusammenzuhalten.

Hie und da hat man seitens mancher Nichtgenossenschaftler auch schon missbilligende Bemerkungen über den Besuch der «Kontrolle» gehört. Ich für mich bin mit dieser Einrichtung gern einverstanden. Man hat dabei Gelegenheit etwaige Mängel und Wünsche an den Mann zu bringen.

Wenn eine Frau sich sagt, dass sie durch gutes Haushalten mit dem Verdienst ihres Mannes nach Kräften dazu beigetragen hat das Bauen solcher Wohnungen möglich zu machen, so wird sie nie erschrecken, wenn sich die Kontrolle zum Besuch anmeldet.

Hoffen wir, dass die Zeit nicht mehr fern ist, in der jeder Arbeiter nach des Tages Müh und Last ein sonniges freundliches Heim mit jeder Bequemlichkeit zu Hause vorfindet. Das ist ihm aber nur möglich, wenn er sich einer Genossenschaft anschliesst und nach seinem Vermögen von Zeit zu Zeit etwas in die Sparbüchse dieser Genossenschaft legt. Denn wir wollen nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes sein.

Frau Elisa Schlatter.

Vom Kitsch in der Wohnung

Ueber den Begriff des Kitsches wird vielfach gestritten. Und doch gibt es gewisse Kriterien, Ausgangspunkte einer Beurteilung, die sichere Hinweise geben. Es gibt natürlich Menschen, die von Natur aus einen angeborenen Sinn für Schönheit und Gediegenheit besitzen. Sie streben gewöhnlich auch darnach, ihre Kenntnisse in dieser Beziehung zu erweitern und ihr Urteil zu läutern. Geschmack in der Wohnung zu pflegen, ist keine rein finanzielle Frage, sondern eine vor allem geistige. Der Einwand, ja wenn ich Geld habe, dann kann ich leicht zu schönen Dingen gelangen, das ist keine Kunst, ist nicht stichhaltig. Man kann darauf sogar wetten, dass es jederzeit möglich und leicht ist, auch mit grösseren Summen heute noch eine Wohnung einzurichten, die absolut kitschig aussehen würde, was Beispiele lehren. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die einen Sinn für die Auffindung schöner, alter Stücke besassen, denn auch in der Zeit historischer Schule hat es viel Gleichgiltiges und Geschmackloses gegeben, wenn vielleicht auch nicht so in Massen wie heute. Es war früher nicht Sitte, seine Wohnung so vollzustopfen, jedes Wandfleckchen zu behängen oder jeden Winkel mit Möbel zu verstellen. Der Mut zum freien, wenig gefüllten Raum war grösser als heute. Dies zeigt sich oft genug, wenn wir überladene Wohnungen des gut situierten Mittelstandes oder Häuser wirklich reicher Leute betreten. Platzmangel liegt oft nicht an dem Umfang der Wohnung, vielmehr an dem Zuviel, das die Leute hineinbringen. Und da das Beispiel von oben werbekräftig ist, so sucht auch der weniger Bemittelte, der Arbeiter sich möglichst mit vielen, unnützen Dingen zu umgeben.

Das Bedürfnis, die Wohnung vollzustopfen, die Angst vor einer leeren Stelle im Raum, dieser sogenannte horror vacui,